Der Gemsjäger [Fortsetzung]

Autor(en): **Souvestre, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 21

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636742

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 21 · 1912 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 25. Mai

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Das Höflein.

Von Alfred Huggenberger.

Nun darf mein Tal den Sommer grüßen,
Es ist den hellen Tagen hold.
Wie ruht es schimmernd mir zu Füßen
In seines Erntesegens Gold!
Die schmalen Weizenfelder träumen
Von Märchen, die der Nachtwind sang.
Ein Höflein, halbversteckt in Bäumen,
Liegt ganz versonnen nah am Hang.

Das ist ein Heim nach meinem Sinne.
Ein Eiland, das kein Meer umstürmt!
Rings Zelg an Zelg, und mitten inne
Das breite Dach, das herrlich schirmt.
Die weißen Fensterkreuze wissen
Von Stuben, die voll Sonne sind;
Wer möcht' des Gartens Wildnis missen,
Der Zaun und Bänklein bunt umspinnt?

Ich weiß, dort liegt kein Schatz vergraben,
Doch duftet braunes Brot im Schrein;
Und blonde Mägdlein, muntre Knaben,
Die lassen Kümmernis nicht ein.
Horch! Ihre hellen Stimmen klingen,
Ein Dengelhammer singt darein — —
Könnt' ich des Schicksals Gunst erzwingen,
Dies Höflein müßt' mein eigen sein!

Der Gemsjäger.

Erzählung von Emil Souvestre. Uebersetzt von Oswald Gyr, Bern. (4. Fortsetzung.)

Ulrich war ebenfalls mit seiner Ausrüstung beschäftigt. Er untersuchte sorgfältig seinen Stutzen, eine alte Waffe der Gemsjäger, dessen einziger Lauf zwei übereinander gelegte Ladungen enthielt, welche man mittels eines doppelten Pfannenschlosses nacheinander entlud. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß jedes dieser Pfannenschlösser sein Zündhütchen hatte, bedeckte er sie mit einer ledernen Umhüllung und schloß sich Onkel Hiob an, der seiner auf der Schwelle harrte.

Es hatte der ganzen Liebe des jungen Mannes bedurft, um ihn sich wieder zu einem Dasein entschließen zu lassen, das er nur zu gut kannte. Tatsächlich setzte ihn kein anderes solchen Ermüdungen, solchen Entbehrungen und Gefahren aus. Der Gemsjäger bricht gewöhnlich am Abend auf, um mit Tagesanbruch auf den hohen Gipfeln zu sein; wenn er keine Spuren bemerkt, so steigt er höher, immer höher hinauf und hält nicht eher ein, bis er eine Spur entdeckt hat, die ihn zu seiner Beute zu führen vermag. Dann nähert er sich vorsichtig, bald auf den Knien, bald auf den Händen oder gar auf dem Bauche, bis er die Hörner der Gemsen unterscheiden kann. Jetzt erst ist er in Schußweite. Wenn diejenige, welche die andern bewacht, (denn sie haben stets Schildwachen) ihn nicht gesehen hat, so sucht der Jäger einen Stützpunkt für seinen Karabiner und zielt auf den Kopf oder auf das Herz, denn wenn die Kugel eine andere Stelle trifft, so kann sie in das Tier von der einen Seite ein- und zur andern ausdringen, ohne es niederzustrecken, und die Gemse sucht eine Vertiefung im Berge auf, wo sie dann dem Geier zum Fraße dient. Ist sie jedoch in ihrer Flucht aufgehalten worden, so stürzt sich der Jäger auf ihre Spuren und versucht sie zu erlegen. Er muß sie darauf auf seine Schultern laden, um sie nach seiner Behausung zu tragen — mitten durch Bergströme, Schnee und Abgründe. Da er auf solch' gefahrvoller Heimkehr häufig von der Nacht überrascht wird, so sucht er eine Felsspalte auf, ißt ein hartes Stück Schwarzbrot und trinkt ein wenig geschmolzenen Schnee, legt einen Stein unter seinen Kopf und schläft ein, die Beine über dem Abgrunde, die Stirne unter den Lawinen. Der nächste Tag bringt neue Strapatzen, neue Gefahren, und das dauert manchmal viele Tage lang, ohne daß er ein Dach findet oder ein menschliches Lebewesen gewahrt. Früher konnte er auf die Begegnung mit einigen Krystallsuchern oder mit einem seiner Jagdgefährten hoffen, allein die ersteren sind jetzt fast ganz verschwunden und die letzteren werden von Tag zu Tag seltener. Was mit den Hausern vor sich ging, war übrigens im Kleinen das, was sich in der ganzen Bevölkerung abspielte, und symbolisierte so gleichsam die herrschende Umwälzung. Der alte Hiob

war der Vertreter einer erloschenen Generation, Hans derjenige einer solchen, die zu Ende ging, und Ulrich derjenige einer Generation, die noch in den Kinderschuhen steckte.

Der Greis und sein Neffe hatten sich auf den Weg gemacht. Der Himmel war noch nicht hell geworden und die vereisten Gipfel hoben sich von einem blassen Hintergrunde ab. Die Lütschine toste im Talgrunde, ein schwerer Wind ließ die mit Schnee beladenen Tannen ächzen, und in Zwischenpausen hallte eine Axt an den tiefer gelegenen Hängen. Hiob wandte sich zu seinem Gefährten:

„Ich liebe solch' einen Morgen nicht," sagte er nachdenklich; „der Nebel macht eine Haube ums Faulhorn. Gestern stand der Westen noch lange im Flammenmeer, und der Mond ging mit einem roten Hof auf. Ich fürchte, daß uns etwas vom Süden her kommt."

„Wir haben kaum März," wandte Ulrich ein, „und gewöhnlich kommt der Föhn später."

„Das ist, was ich mir gesagt habe," erwiderte der Alte, „aber die Anzeichen sind dafür nicht weniger schlechte; wenn du dort oben bist, so lasse die Augen nicht vom Himmel."

So sprechend begannen sie den Abhang zu erklimmen. Beide gingen mit jenem festen und gleichmäßigen Schritte, der den Bergbewohnern eigen ist. Aber der junge Mann marschierte mechanisch vor dem Alten her, träumerisch und traurig, während der Kristallsucher mit jedem Schritt lebhafter und fröhlicher wurde. In dem Maße, wie sie an den Abhängen höher hinauf kamen, die den Eiger von der Wengernalp trennen, schien er jeden Felsen, jeden Baum, jeden Grasbüschel wieder zu erkennen. Man hätte ihn für einen Verbannten halten können, der soeben die Grenzen seiner Heimat erreicht hat. Bei der zunehmenden Helligkeit des anbrechenden Tages durchsuchte er mit prüfendem Blicke alle Einsenkungen, in welche der Schnee noch nicht eingedrungen war, da eine Pflanze, dort ein erstarrtes Insekt, wieder etwas weiter einen Kieselstein entdeckend, welche er laut mit ihrem Namen nannte. Als sie endlich den ersten Absatz des Berges erreicht hatten, hüllte sie der auf den Bergspitzen schimmernde Widerschein der Morgenröte in purpurnes Licht und ließ sie alle Ausläufer des Eigers und der Schreckhörner deutlich erkennen, während das kleine Tal von Grindelwald noch in Finsternis getaucht blieb. Onkel Job hielt inne. „Hier ist es, wo man sich trennt, liebes Kind," sagte er. „Du wendest dich zur Rechten, ich mich zur Linken. Hast du meine Erklärungen gut verstanden, und wirst du deinen Weg zu finden wissen?"

„Ich hoffe es," sagte der junge Mann, der seine Augen rings um sich schweifen ließ, um diese Gipfel zu erkennen, welche er seit mehreren Jahren nicht mehr aufgesucht hatte.

„Folge zuerst der Steigung längs den Tannen und den Birken," fuhr Onkel Hiob fort. „Wenn du sie hinter dir gelassen hast, so wirst du einen Absatz finden, der zu einer andern Jahreszeit leicht zu erkennen wäre an den Enzianen und an den Büscheln Wolfsmilch mit roten Blütentrauben, aber jetzt ist alles unterm Schnee begraben. Bringe den Felsen, welchen du zu deiner Rechten hast, in eine Richtung mit dem Eiger und steige weiter bis zur Kieselrinne; sie ist noch mit dürftigem Bärlapp verziert. Du wirst dann auf der flachen Anhöhe anlangen, wo ein Blick genügt, um sich zurecht zu finden. Gehen wir jetzt, und jeder im Schutze Gottes; er möge uns führen."

Onkel Hiob hatte seinen Kopf entblößt, Ulrich folgte seinem Beispiele, und auf seinen eisenbeschlagenen Stock gestützt, begann der Alte eines jener aus dem Stegreif gesprochenen Gebete, wie sie bei den Gebirgsbewohnern gebräuchlich und welche sie dem Bedürfnisse jeder Stunde anzupassen wissen. In diesem Augenblicke überflutete die Sonne, welche soeben aufgegangen war, den Berg mit flammenden Strahlen, die mit großer Schnelligkeit wie eine leuchtende Lawine von Gipfel zu Gipfel hinunterglitten. Man sah die Spitzen, eine über der andern, die Abhänge und die Schluchten nacheinander aus der Dunkelheit treten und ihre Stelle in diesem gewaltigen Panorama einnehmen. Im Augenblicke, wo der alte Kristallsucher sein Gebet mit dem üblichen Amen schloß, war das Tageslicht bis zu ihm gedrungen, überströmte die Stelle, wo er mit seinem Gefährten Halt gemacht hatte und umgab ihn mit einer Art blendenden Heiligenscheines. Hiob drehte sich mit einer Handbewegung des Dankes und Grußes gen Osten.

„Mir kann's recht sein," sagte er gütig lächelnd, „das ist, was uns das Wild und die Abgründe zeigen wird; jetzt hängt das übrige von uns selber ab. Sei des eingedenk, was nach dem Sprichwort zu einem Gemsjäger gehört: „Ein Herz, fester als Stahl und zwei Augen an jedem Finger."

„Ich will das nicht vergessen," sagte Ulrich.

„Dann gehe mit Gott, mein Sohn."

„Ihr gleichfalls, Onkel Hiob."

Noch eine freundliche Handbewegung und sie trennten sich. Der junge Mann sah den Alten in einer jener tiefen Senkungen verschwinden, welche die Berglehne durchzogen; er verlor ihn bald aus den Augen.

Gleich darauf machte sich Ulrich daran, die steilen Anhöhen zu erklimmen und hatte bald die letzte Tanne hinter sich gelassen. Höher und höher erhob sich auch die Sonne am Horizonte. Die Nebel, welche an den tiefer gelegeneren Berglehnen wallten, zerrissen mählich und wurden vom Morgenwinde entführt, wie die Fetzen eines gewaltigen Schleiers; durch die breiten Lücken drang das Tageslicht bis zur Talsohle. Es liegt in der Bergluft, in den tausenderlei Herausforderungen, die von allen Seiten an unsere Neugierde gerichtet werden, in der stolzen Rauheit dessen, was uns in die Augen fällt, ein etwas, das uns belebt und abhärtet. Der Körper fühlt sich frischer, der Geist verwegener. Vor diesen Schneemassen, die jeden Angriff verteidigen, vor diesen Abgründen, die den Durchgang versperren, wird man von einem fieberhaften Verlangen nach einer Attacke gepackt, wie vor dem Feinde; man hört in seinem Innern ein Schlachtgeschrei, und tausend Stimmen rufen: Vorwärts!

Von solchem Taumel ergriffen, beschleunigte der junge Schnitzler seine Schritte und drang in die Saumpfade ein, welche schwindelerregend an den ersten Vorbergen hinaufführten. Die Sommerhäuschen, an den untern Bergstufen traulich daliegend, waren unter einem Leichentuch von Schnee begraben. Man gewahrte nur einige verkümmerte Tannen und einige Büschel zwerghafter Buchsbäume, welche das unwirtsame Gebiet in seiner Einförmigkeit noch etwas unterbrachen. Aber bald verschwanden auch diese und man sah nichts als den kahlen Felsen. Ulrich erreichte endlich das vom Onkel Hiob bezeichnete Couloir. Es war eine tiefe Felsspalte im Felsen eingeschnitten, wohin nie ein Sonnenstrahl fiel.

Er wollte es gerade betreten, als ein Schatten am dunkeln Eingange erschien und er erkannte seinen Vetter Hans.

Der Gemsjäger trug den Anzug vom vorigen Tage. Das Gewehr hing mittels eines Riemens von der Schulter herunter, und er stützte beide Hände auf einen eisenbeschlagenen Stock. Sein Gesicht war noch düsterer als gewöhnlich. Er stand am Engpaß, durch den Ulrich kommen mußte. Bei seinem Anblick blieb dieser mit einem Rufe des Erstaunens stehen.

„Du hier, Hans?!" rief er aus. „Gott behüte uns! Woher bist du gekommen?"

„Gibt es denn nur einen Pfad auf der Wengernalp?" frug der Jäger trocken.

„Und was machst du da?"

„Ich habe dich kommen sehen, ich wartete auf dich."

„Du hattest mir etwas zu sagen?"

„Gehst du nicht auf die Suche nach den Gemsen, die der Onkel Hiob gestern gesehen hat."

„Ei, gewiß."

„Du wirst sie nicht mehr finden. Ich habe soeben ihre Spuren untersucht, sie sind nach den Gletschern umgekehrt."

„Nun gut, ich werde ihnen in dieser Richtung folgen."

„Du bist dazu entschlossen?"

„Warum nicht?"

„Dann jagen wir zusammen," sagte Hans, der seinen Stock vom Boden hob, als ob er weitergehen wolle. Es war das erste Mal, daß Ulrich einen solchen Vorschlag von seinem Vetter gemacht wurde. Er warf ihm einen erstaunten Blick zu, den Hans verstand.

„Fürchtest du etwa meine Gesellschaft?" frug er den jungen Schnitzler barsch.

„Warum sollte ich sie fürchten?"

„Wer weiß," entgegnete Hans, „vielleicht hast du Angst, daß du mir zu hoch und zu weit folgen mußt."

„Bei meinem Leben, daran habe ich nicht gedacht," antwortete Ulrich nicht ohne Stolz. „Magst du auch ein besserer Jäger sein als ich es bin, so habe ich doch nicht meinen einstmaligen Beruf so völlig verlernt, daß ich nicht dahin gehen könnte, wohin du gehst —"

(Fortsetzung folgt.)

Arnold Ott und J. V. Widmann als Briefschreiber.

Von Alfred Beetschen. (Schluß.)

Schöne, unvergeßliche Stunden waren es, die ich nach solchen Einladungen mit dem mehr oder weniger „wild" aufgelegten Alten vom Berge verleben durfte. Wenn Ott nach anregendem Gespräch in später Abendstunde bei einem guten Tropfen aus seinem Eidgenossendrama zu deklamieren begann, daß es nur so krachte, dann sprühte dem weißhaarigen Poeten das Jugendfeuer aus den Augen. Im Januar 1896 kam Dr. Ott zu einem Konzert des Männergesangvereins „Harmonie", wozu er vom Verein eingeladen worden war, nach Zürich. Bei dieser Gelegenheit suchte er mich in Nötzlis „Nebelspalter"-Werkstatt auf. Später kam er wiederholt auf unser schweizerisches Witzblatt und meine Mitarbeit zu sprechen, so, als er einmal in seiner lakonischen Art schrieb: „Da Ihr Euch der Griechen im „Nebelspalter" so wacker annehmt, so sei Euch alles andere verziehen." Ein ander Mal riskierte er gar folgende Postkarte: „Kerl, Ihr seid ein doppelter Hundsdonner und verdammt reicher Verslump, Ihr solltet besteuert werden und Nötzli soll Euch sofort aufbessern. Die Gedichte auf Hauslick und Meyer (C. F.) sind prachtvoll." Daran knüpfte sich der Wunsch, es möge dem Verfasser dafür so gut gehen, als es in dieser vom Teufel bewirtschafteten Welt möglich sei. Ott brauchte freilich einen bedeutend drastischeren Ausdruck als „bewirtschafteten„; im Original läßt er sich hier nicht gut wiedergeben.

Derartige hagebuchene Kraftworte mögen dem sensibeln Antipoden Widmann mit der Zeit auf die Nerven gegangen sein. In jenen Jahren war's (1894), als mir Dr. Widmann gelegentlich in Beantwortung einer literarischen Angelegenheit die Bemerkung einfließen ließ: „Mich wundert nur, daß Ott nach mir fragte, da wir unsere Beziehungen aufgegeben haben. Verstehen sie aber recht: ich habe nichts gegen Ott, als daß mir seine krankhafte Nervosität den persönlichen Umgang mit ihm auf die Dauer unmöglich machte. Es machte mich zuletzt ordentlich krank, mit ihm zu verkehren. Die Achtung aber vor seinem großen dramatischen Talent wird hiedurch nicht beeinflußt."

Bedeutend wärmere Töne, die man heute, nun beide Männer dahingeschieden sind, nicht ohne Ergriffenheit lesen wird, findet Widmann am Schluß eines Mitte Oktober 1894 an mich gerichteten Schreibens: „Mit Dr. Ott scheint es immer die alte Geschichte zu sein, was mir für ihn sehr leid tut. Er schreibt nicht bloß Tragödien, er ist selbst eine tragische Person. Möge der Erfolg seiner Tellkantate ihm zum Sonnenstrahl werden! Aber freilich müßten täglich solche Strahlen ihm auf seinen armen Pelz scheinen, damit er das Leben leichter nehmen könnte." — Leider scheint die Entfremdung zwischen den zwei in Meiningen aufgeführten Schweizerautoren mit den Jahren Fortschritte gemacht zu haben. Wenigstens scheint das aus nachfolgenden Mitteilungen Widmanns hervorzugehn, die er mir im März 1897 machte: „Dr. Ott hielt am Samstag in St. Gallen einen Vortrag in der dortigen Museumsgesellschaft, d. h. er laß den ersten Akt seines Burgunderstücks dort vor. Mir hat er seit Erscheinen der „Maikäferkomödie", die ich ihm zuschickte und die er mir niemals verdankte, keine Zeile geschrieben, sodaß ich annehme, er sei aus irgend einem mir unbekannten Grunde wieder einmal verzürnt, ein Zustand, der mir ihm gegenüber doch wesentlich lieber ist, als seine beschwerlichen Freundschaftsversicherungen. Wie sehr ich auch vieles an seinem geistigen Menschen hochschätze, — der persönliche Verkehr mit ihm geht mir auf die Nerven; man muß schon einige Anlage zum Irrenwärter haben, um Ott aushalten zu können. So tut es mir zwar leid, wenn er irgendwie zornige und bittere Gefühle mir gegenüber hegt, aber ich befinde mich in diesem Zustand gegenseitigen Nichtverkehrs immer am angenehmsten und hoffe ihn als dauernden festhalten zu können."

Das war eine unverblümte Absage, ein Abbruch aller Beziehungen, die auch mir, dem überraschten Empfänger dieser Nachricht, aufrichtig leid tun mußte und mich im stillen die Frage aufwerfen ließ, welcher von den beiden denn nun eigentlich der nervösere Herr sei: Dr. Ott oder Dr. Widmann?

Als mein seit früher Jugendzeit blind gewesener Vater, eine in Bern stadtbekannte Persönlichkeit, gestorben war, hatte ihm Widmann im „Bund" einen warmen Nachruf geschrieben, den ich heute noch aufbewahre. Als ich ihm für seine Aufmerksamkeit meinen Dank schickte, schrieb er mir (1893) zurück: